

Geschwister im Herrn!

Wir sehnen uns nach Menschen, bei denen wir Geborgenheit erfahren, die uns innerlich bereichern. Wir suchen Menschen, die uns wohl tun. Wir brauchen Menschen, die für Werte stehen, die uns und unserer Gemeinschaft gut tun, die prägend sind und sich nicht in Unverbindlichkeiten gefallen und diese mit vielen Worten begründen. Jeder benötigt zum Reifen Vorbilder, die herausfordern, die uns aber auch auffangen, wenn wir nicht mehr weiter wissen. Wir und unsere Gesellschaft brauchen solche Menschen, um uns nicht in Kleinkriegen von Einzelinteressen, Eitelkeiten und Unwichtigkeiten zu verlieren und auf diese Weise als Gemeinschaft auseinanderzufallen. Wir brauchen Menschen, die uns wohl tun, deren Worte und Taten zukunftsfähig sind und weiterhelfen, emotional und intellektuell, im Gemüt und im Verstand.

Einen solchen Menschen haben die Jünger in Jesus gefunden. Es sind die Erfahrungen mit ihm, die die Jünger nach seinem Tod zusammenhalten. Von ihm erhielten sie Einsichten und wurden Wege gewiesen, die sie alle Schwierigkeiten und Anfeindungen aushalten ließen. „Herr, wohin sollen wir gehen?“ antworten sie auf Jesu Frage, ob nicht auch sie gehen wollen, als seine Worte auf heftigen Widerspruch fallen. Und sie fahren fort: Herr, du allein hast Worte ewigen Lebens, du allein hast Worte, die den Augenblick erhellen, aber auch weit übersteigen, Worte, die nicht nur jetzt im Augenblick passen und wahr sind, sondern auch später und zu allen Zeiten. Mit Jesus sahen sie ihre Sehnsüchte und ihre Bedürfnisse nach Geborgenheit und Herausforderung gestillt. Sein Sterben jedoch brachte einen jähen Absturz in Orientierungslosigkeit, Trauer, und Angst.

Die Bibelstellen des zweiten Ostersonntags erzählen, wie die Menschen nicht in ihrer Resignation bleiben. In der Lesung aus der Apostelgeschichte hörten wir, dass die Gemeinde zusammenhielt. Sie fühlten sich untereinander geborgen und wurden einander zum Heil, weil sie trotz aller Unterschiedlichkeiten und Unzulänglichkeiten um den wussten, um den sie sich versammeln und in dessen Namen sie das Brot brechen: den Gekreuzigten und Auferweckten. Die Lesung aus dem Petrusbrief tröstet und mahnt die Christen, dem Glauben trotz Verfolgung treu zu bleiben, nicht aus Trotz oder Rechthaberei, sondern weil das versprochene Heil die augen-

blicklichen Prüfungen weit übersteigt. Und das Evangelium führt uns zurück in den kleinen Kreis der Jünger, die dem Auferstandenen begegnen, davon jedoch noch nicht ermutigt sind. Ihre Enttäuschung ist größer als der Glaube, ihre Resignation stärker als ihr Mut, ihre Orientierungslosigkeit tiefer als der Weitblick. Thomas spricht wohl das aus, was sich alle anderen Apostel ebenso wünschen: den Auferweckten berühren dürfen am Herz und an den Händen, am Herz, wo nach alter Überzeugung der Sitz jener Weisheit ist, aus der gut und zukunftsfähig gehandelt werden kann. Sei es die Urgemeinde in Jerusalem, die Christen in Kleinasien oder die Apostel hinter den verschlossenen Türen: Sie sehnen sich nach dem einen Menschen, der ihnen wohl tut, in dessen Gemeinschaft sie sich gestärkt erfahren und in der ihnen emotional und intellektuell weiterhilft.

All das liegt fast 2000 Jahre zurück. Die Sehnsucht ist geblieben, und auch die Gemeinschaft gibt es noch; ebenso Gott, der nach wie vor zu den Menschen spricht und Zeichen setzt. Was sich geändert hat sind die Personen in der Gemeinschaft. Wir sind nicht die Urgemeinde in Jerusalem. Wir gehören nicht zu den verfolgten Christen in Kleinasien und wir müssen uns auch nicht hinter verschlossenen Türen verstecken. Und doch stehen wir vor ähnlichen Herausforderungen. Wir brauchen die Mahnung, im Glauben treu zu bleiben über alle Anfeindungen und scheinbar leichteren, gescheiteren und genüsslicheren Alternativen hinaus, und wir ringen um die Erfahrung, dass Gott wirklich lebt und wir ihm vertrauen dürfen. Und wir wünschen uns eine Gemeinschaft, in der wir uns daheim fühlen, an der wir uns aber auch reiben können und in ihr trotzdem angenommen sind, wenn wir nicht mehr weiter wissen. Wir brauchen eine Gemeinschaft, die uns stärkt im Brotbrechen und in der Verkündigung des Wortes, das in seiner Weisheit den Augenblick übersteigt und Einsicht schenkt. Und wir brauchen in dieser Gemeinschaft einzelne Menschen, die Vorbilder sind, mit denen wir geistlich diskutieren können, Gedanken austauschen und uns wachsen helfen, von denen wir wissen: Sie sind mir zum Heil geworden!

Menschen, die dem Glauben treu geblieben und im Ringen um das Vertrauen zu Gott nicht müde geworden sind werden anderen zum Heil, weil sie Vorbilder sind, die motivieren und uns menschlich erfahrbar Wege aufzeigen, was es für uns heute heißen kann, Christus zu bezeugen in Wort und Tat. Wir brauchen aktuelle Beispiele für gelungenes und überzeugtes Leben im Sinne Gottes, weil wir eben nicht mehr zurzeit Jesu leben oder zurzeit des Kaisers Konstantin. Papst Johannes Paul II., der heute selig gesprochen wird, sah es als Chance Men-

schen namentlich herauszustellen, denen es besonders gut gelang, Jesu Botschaft zu leben. Doch anstatt sich darüber zu freuen, dass es in unserer Glaubensgemeinschaft so viele leuchtende Vorbilder aus jüngerer Zeit gibt, wurde sein Eifer in den Heilig- und Seligsprechungen belächelt oder gar gescholten. Wir können nie genug Menschen um uns haben, die uns und anderen zum Heil werden; wir sind darauf angewiesen, dass mit uns Heilige unterwegs sind mit ihren Werten und Überzeugungen, die uns trösten aber auch herausfordern, um uns nicht selbst in Orientierungslosigkeit zu verlieren und in Selbstgerechtigkeit und Selbstgefälligkeit.

„Wir Christen sind zur Heiligkeit berufen“ lesen wir im Schreiben des Zweiten Vatikanischen Konzils über das Selbstverständnis der Kirche. Und dass dieser Satz nicht eine fromme Formel ist, beweisen viele Menschen in unserer Gemeinschaft. Sie müssen nichts Außerordentliches leisten oder völlig fehlerfrei sind, d. h. ohne persönliche Ecken, Kanten und Lebensbrüchen. Vielmehr geht es darum, dort, wo wir leben, Heil zu schenken, also heilend und heilsam mit Menschen umzugehen. Sich vom Leben Jesu Christi formen zu lassen, von seinem Wort und seinen Taten, von seiner Gerechtigkeit, Wahrheit und Weisheit – das macht Heiligkeit aus. Dazu sind wir alle fähig, diese Berufung haben wir alle empfangen. Heiligkeit ist kein Privileg für wenig Auserwählte und auch kein Zeichen, dass Menschen nicht von dieser Welt sind. Ganz im Gegenteil: Gerade jene, die Heil wirken, die heilsam sprechen und handeln, müssen in der Welt verwurzelt sein. Sie müssen mit der Welt auf Du und Du sein, denn nur so erkennen sie, was nötig ist. Heiligkeit heißt aber nicht, so zu handeln wie die Welt handelt und wie sie es vorgibt. Heiligkeit heißt vielmehr so zu handeln, wie die Welt es braucht, um eine gute Zukunft nicht zu verunmöglichen und sie aufs Spiel zu setzen.

Ich weiß: Ich habe noch kein Wort über Maria gesagt. Bitte glauben sie mir: Während meiner ganzen Ansprache dachte ich an die Gottesmutter und manche andere Glaubenszeugen, seien sie aus der frühen Geschichte unserer Kirche oder aus der Jetztzeit. Wäre mir Maria nicht innerlich vor Augen gestanden, wäre mir nichts eingefallen. Ich erlebe Tag für Tag: Auch sie stillt meine Sehnsucht nach Geborgenheit. In ihrer Gegenwart fühle ich mich wohl und dank Maria und anderer Heiligen und Seligen, die mir vertraut sind, weiß ich mich herausgefordert und hinterfragt, gestärkt und aufgefangen, auf jeden Fall aber auf einem guten Weg.